erheblich ins Gewicht, besonders da Gladstone voraussichtlich noch dazu mit einem halben Dutzend dem Namen nach zu seinem Anhang gehörender, in Wirklichkeit sehr unabhängiger Arbeitervertreter zu rechnen hat. Für Gladstone's Home-Rule-Pläne ist bemerkenswerth, daß die irischen Nationalisten in das neue Parlament nicht, wie früher angenommen wurde, mit 82—85, sondern voraussichtlich mit einigen 60 Abgeordneten einziehen werden. Dieser augenscheinlichen Einbuße, die der Home-Rule-Gedanke in Irland selbst erlitten hat, läßt sich aber keineswegs wachsende Begeisterung in England als Gegengewicht entgegenhalten. Vielmehr hat die bisherige Regierung in all den Kreisen, wo Bildung und politische Erkenntniß am höchsten entwickelt und am weitesten verbreitet und die Armuth am geringsten ist, nicht nur ihren Einfluß behauptet, sondern vielfach noch erheblich verstärkt. Der große Greis scheint denn auch von seinen bisherigen Erfolgen durchaus nicht sonderlich erbaut. Zu verwundern ist das gerade ist. Ein Unterhaus mit einer so geringen Mehrheit ist ein Hauk, das stete Wachsamkeit erheischt, das man nicht einen Augenblick lassen darf, das seiner Natur nach kampf- und streitlustig ist, das viele späte Sitzungen, aber keine lange Lebensdauer hat. Gladstone aber zählt 83 Jahre, und wenn er auch für sein Alter merkwürdig rüstig ist, so sind die Tage doch vorüber, wo der tägliche Kampf an sich und ohne Hoffnung auf große Erfolge Behagen und Befriedigung gewährt.

Deutsches Reich.

§§ **Berlin,** 12. Juli. Die Wirkungen der gesetzlich eingeführten Sonntagsruhe sind in Berlin erst an zwei Sonntagen beobachtet worden, doch jetzt bereits geht das Urtheil der überwiegenden Mehrheit dahin, diese Wirkungen als in hohem Grade wohlthätig, vielfach als segensreich zu bezeichnen. Die kurze Praxis hat sogar bereits mehrfach Gegner der gesetzlichen Neuerung zu begeisterten Fürsprechern derselben gemacht. In der That bietet Berlin jetzt Sonntags ein ganz anderes Bild als vordem: es ist wirklich Ruhe eingetreten, der Alltagslärm, die geöffneten Läden, der Handel auf den Straßen haben aufgehört, und Tausende von Arbeitern, Arbeiterinnen, Handlungsdienern und Kleinhändlern genießen frohen Sinnes die Ruhe und Erholung. Viele, die vordem für ihr Gewerbe die Sonntagsruhe als „unmöglich" erklärt hatten, begreifen jetzt kaum, weshalb und wieso man nicht schon längst diese Einrichtung herbeigeführt habe; Andere, denen auf ihr dringendes Ersuchen die gesetzliche Sonntagsruhe noch nicht zu Theil geworden, agitiren mit allen Kräften, daß sie auch dem allgemeinen Gesetz unterworfen werden. So die Barbiere und Friseure, welche gestern Nacht zu diesem Zwecke eine zahlreich besuchte Versammlung abhielten und entsprechende Petitionen an die königlichen und städtischen Behörden abzusenden beschlossen. Interessant war die von verschiedenen Seiten übereinstimmend gemeldete Thatsache, daß das Publicum sich sehr schnell an die neue Praxis gewöhnt und daß in den offenen Läden der Barbiere und Friseure sich nur sehr wenig Kunden eingefunden haben. Werthvoll erscheint es uns auch, daß mit der Einführung der Sonntagsruhe den Socialdemokraten wieder ein wichtiges Thema für die Agitation entzogen ist. Die Führer sind überhaupt jetzt in einiger Verlegenheit, es „zieht" zur Zeit nichts so recht, die „Größen", Liebknecht, Bebel, Singer, Auer u. s. w., fangen an langweilig zu werden, und die Versammlungen sind seit einiger Zeit sehr schwach besucht. Auch darüber wird geklagt, daß die „Frauenbewegung" keine ernsten Fortschritte machen will, wie denn der Versuch, die Kellnerinnen als Lockmittel für Versammlungen zu benutzen und die „Bewegung" als einträgliches Geschäft zu betreiben — hier stand der bekannte Herr Schweidt an der Spitze —, kläglich gescheitert ist. — Auch der Antisemitismus ist in Berlin thatsächlich im Niedergang begriffen, und es läßt sich nicht verkennen, daß besonders die Thätigkeit des Rectors Ahlwardt dem Antisemitismus statt Förderung bedeutenden Eintrag gethan hat. Leute, welche dieser Bewegung früher notorisch sehr nahe standen, legen jetzt Werth darauf, in keine wie immer geartete Beziehung zu Ahlwardt und dessen Anhang gebracht zu werden. Auch die Versammlungen der Antisemiten sind immer schlechter besucht. Unbegreiflich erscheint es unter diesen Umständen, daß Angesichts der kläglichen Niederlage, welche soeben wieder die antisemitische Hetze vor dem Gerichtshof in Cleve erleidet, noch Blätter wie die „Germania" und die „Kreuzzeitung" den traurigen Muth haben, der Wahrheit in das Gesicht zu schlagen und von einem „Blutmord der Juden" zu sprechen. Es hat niemals einen „Ritual-" oder „Blutmord" der Juden gegeben, und wie es niemals möglich war, wird es auch niemals möglich sein, etwas Derartiges, niemals Vorkommendes zu finden. Herr Stöcker und die „Kreuzzeitung" behaupten: „sonst findet man den Mörder — wenn man ihn nicht findet, liegt ein Blutmord der Juden vor." In Berlin allein sind in den letzten 6 Jahren mehr als ein Dutzend Mordthaten unentdeckt geblieben, aber wir sind weit entfernt von einer solchen oder einer ähnlichen Logik und wir behaupten keineswegs: „sonst sind man die Mörder, seit aber die Herren Stöcker und von Hammerstein in Berlin sind, findet man sie nicht, also u. s. w." Und wenn Herr Stöcker sagt, vielfach seien Christenkinder von Juden aus Aberglauben und Fanatismus umgebracht worden, so ist das eine dreiste Unwahrheit. Absolut wahr ist aber, daß vielfach Aberglauben und Fanatismus den Mord von Juden und das Verbrennen von Hexen herbeigeführt hat. Und vom Standpunct der Religion ist man wohl berechtigt, Diejenigen, welche solchen Aberglauben und solchen Fanatismus lehren und nähren, als Massenmörder zu bezeichnen.

— Der Kaiser wird, wie schon früher gemeldet wurde, auf seiner Nordlandreise auch einem Walfischfange beiwohnen. Das hierzu ausersehene Walfischfänger-Schiff heißt, wie wir in der „Allg. M.-Corr." lesen, „Duncan Grey", hat neun Mann Besatzung und gehört der „Anglo-Norwegian Fishing Co. Lim." in Tromsö. Vermuthlich wird der Kaiser vor Karlsö oder bei Skaarö, der eigentlichen Station der Gesellschaft, an Bord des Walfischfängers gehen. Skaarö liegt im Tromsö-Amt, 12 Meilen nördlich von der Stadt Tromsö. Bei dem Fange ungünstigeren Wetter soll zunächst auf der in der Nähe von Skaarö belegenen Insel Andammen eine Jagd auf Rennthiere stattfinden, worauf dann bei besserem Wetter sofort zum Walfang in See gestochen wird. Für diese Jagden sind zusammen etwa vier Tage in Aussicht genommen. Gegenwärtig sind die Anzeichen dem Walfange günstig, da viele Wale gegen die Küste gehen. Bekanntlich ist der Kaiser bereits nach Skaarö von Tromsö abgereist.

— Die „Kreuzzeitung" bringt folgende, nicht unzeitgemäße Betrachtung:

„Als am Pfingstsonntage in Kiel die Zusammenkunft unseres Kaisers mit dem Zaren stattfand, gab es nicht wenige dienstwillige deutsche Blätter, besonders solche, die der Börse nahestehen, welche die Hände voll Entschuldigungen hatten, daß der Zar nur einen Tag in Kiel verweile. Die beliebteste Erklärung war „Zeitmangel". Der Zar sollte darnach die Absicht haben, von Kiel nur auf einen Moment nach Kopenhagen zurückzukehren, um dann entweder nach den finnischen Schären oder direct nach dem Kaukasus zu seinem langerkrankten Sohne, dem Großfürsten Georg, abzufahren. Es würde ein psychologisches und politisches Interesse haben, diese Entschuldigungszettel in der Presse jetzt der Reihe nach abzudrucken. Wir haben damals kein Wort davon geglaubt und Derartiges auch nicht mitgetheilt, sind aber aus naheliegenden Gründen nicht in der Lage gewesen, diesen Schönfärbereien entgegenzutreten. Würden wir es gethan haben, so hätte Mancher vielleicht auch dürftige Absicht dahinter vermuthet. Es giebt Zeitungen, die das Allerunwahrscheinlichste in Druck geben und auf die Vergeßlichkeit des Publicums rechnen — auch nicht ohne Recht, denn wer denkt jetzt noch an diese beschönigenden Notizen? Wenn wir darauf zurückkommen, so wollen wir nur darlegen, wie gutem Grund die „Kreuzzeitung" häufig mit ihrer nicht selten getadelten Reserve in der Behandlung solcher hochpolitischen Angelegenheiten hat. Der Werth der wohlwollenden Commentirung des eintägigen Zarenbesuches in Kiel geht ja am besten daraus hervor, daß der Zar erst am vorigen Sonntage von Kopenhagen abgereist, also trotz seines „Zeitmangels" noch fast fünf Wochen (!) in Dänemark verblieben ist. Wie mögen die Massen über die deutsche Gutgläubigkeit gelacht haben, welche sich in diesen Entschuldigungen zeigte! Die deutsche Presse, soweit sie es angeht, kann daraus ersehen, wie wenig es angebracht ist, notorischen Gegnern gegenüber ein Auge oder beide Augen zuzudrücken und sich einzureden, die Leute meinten es im Grunde doch recht gut mit uns. Man kommt in allen Dingen immer am weitesten, wenn man „das Kind beim rechten Namen nennt", d. h. über jede Sympathiebezeugung fremder Völker dankend quittirt, aber auch Unterlassungssünden nicht als verstellte Liebenswürdigkeiten qualificirt."

— Prinz Heinrich, der sich mit der Manöverflotte auf Befehl des Kaisers demnächst nach der norwegischen Küste begeben wird, gedenkt Ende dieses Monats wieder in Kiel einzutreffen und dort einige Tage zu bleiben. Von Kiel wird er zu einer etwa vierwöchigen Uebung nach Danzig gehen. Im September sollen alsdann in der Nähe von Kiel die diesjährigen Flottenübungen in Anwesenheit des Kaisers ihren Abschluß finden.

— Dem „Bas. General-Anz." wird, wie er sagt, von besonders wohlinformirter Seite, aus Berlin gemeldet:

„Die „Post" brachte in letzter Zeit einige Mittheilungen über die kommende neue Militairvorlage und fügte bei, daß sie die baldige Einbringung der Vorlage mit aller Bestimmtheit erwarte. Wie nun in unterrichteten Kreisen verlautet, treffen die Mittheilungen der „Post" im Großen und Ganzen zu, auch insofern, daß die „zweijährige Dienstzeit" zunächst nur bei den Fußtruppen eingeführt werden soll. — In einem Puncte dürften die Angaben der „Post" noch eine Berichtigung erfahren, nämlich im Kostenpuncte. Eingeweihte Kreise glauben, daß die Fixirung der laufenden Ausgaben seitens der „Post" zu niedrig gegriffen ist. Die Vorlage hat bereits alle Instanzen passirt und es steht der Einbringung an den nächsten Reichstag nichts mehr im Wege."

Daß die laufenden Ausgaben von der „Post" zu niedrig gegriffen waren, wird allerdings vielfach angenommen; über die Höhe der einmaligen Ausgaben, die jedenfalls durch eine Anleihe aufgebracht werden sollen, hört man gleichfalls Vermuthungen, die nicht gerade tröstlich sind.

— Zu der Wiener Audienzangelegenheit des Fürsten Bismarck geht der „Vossischen Zeitung" aus Wien nachstehende Mittheilung zu, die das Blatt wiedergiebt, ohne eine Gewähr dafür zu übernehmen:

„In angeblich eingeweihten Kreisen verlautet, das Ansuchen des Fürsten Bismarck um eine Audienz bei dem Kaiser Franz Josef sei erfolgt, nachdem der Monarch einer privatim sondirenden, nicht officiellen Persönlichkeit gegenüber seine Freude darüber ausgesprochen hatte, den von ihm sehr geschätzten Fürsten wieder zu sehen. Fürst Bismarck leitete sein Ansuchen an den deutschen Botschafter; dieser fragte auf dem Drahtwege in Berlin an, wie er sich zu verhalten habe, und erhielt umgehend eine Antwort des Inhalts, weder der Fürst, noch Graf Herbert Bismarck dürften empfangen werden, und es sei dem Grafen Kalnoky vorzustellen, daß er zu wünschen habe, ob er mit dem früheren Reichskanzler oder mit der gegenwärtigen Regierung Politik machen wolle. Selbstverständlich habe Graf Kalnoky in seiner Entscheidung nicht schwanken können."

— Wie aus Wien berichtet wird, bezeichnet die „N. Fr. Pr." die Abberufung des Gesandten v. Schloezer aus Rom als ein höchst bedeutsames politisches Symptom, dessen Tragweite bis zu den wichtigsten internationalen Verhältnissen heranreiche. Nach Meldungen aus Berlin sei Herr v. Bülow, z. Z. Gesandter in Bern, als Nachfolger Herrn v. Schloezer's designirt, doch bezweifelt die „N. Fr. Pr." die Richtigkeit der Meldung. Von anderer Seite wird von Herrn v. Bülow folgende Charakteristik entworfen:

Dr. Herr v. Bülow vertritt das deutsche Reich bei der Schweiz seit manchen Jahren und es ist sicher, daß seine Berufung auf den Posten beim Vatican in den Kreisen der Bundesregierung, des diplomatischen Corps, sowie bei der Bevölkerung seiner persönlichen Liebenswürdigkeit halber allgemein bedauert wird. Der schlichte, wiederholte Gesandte des deutschen Reichs ist in Bern eine stadtbekannte Persönlichkeit. Herr v. Bülow geht etwa ins sechzigste Jahr. Schon seine äußere Erscheinung läßt Wohlwollen und Zutrauen ein. Der diplomatische Vertreter des mächtigen deutschen Reichs tritt außerordentlich anspruchslos auf. Infolge einer Verwundung, die er im Kriege erlitt, hat er einen halbsteifen Fuß und ist genöthigt, beim Gehen sich durch einen Spazierstock etwas zu stützen. Trotzdem geht v. Bülow, der im Uebrigen sich der besten Rüstigkeit erfreut, immer zu Fuß. Nie sah ich ihn in einem Wagen ins Bundesrathhaus fahren. Die anderen Gesandten machen übrigens in Bern auch keinen Staat. Der alte Graf z. B. hat, obschon Botschafter und Doyen des diplomatischen Corps, keinen eigenen Wagen, sondern läßt sich durch den ersten besten Droschker ins Bundesrathhaus kutschiren. Will ein diplomatischer Vertreter Ersparnisse machen, so ist er in Bern, wo er fast gar nicht zu repräsentiren braucht, am rechten Ort. v. Bülow, der den Eindruck eines Gelehrten oder guten, würdigen Geistlichen macht, ist häufig von seiner jungen Tochter begleitet, wenn er Spaziergänge in der reizvollen Umgebung Berns unternimmt. Vor einiger Zeit hat er seine Gemahlin verloren.

— Aus Konstantinopel erfährt die „Kreuzztg.", daß der königl. preußische Oberstlieutenant z. D. v. Grumbkow-Pascha (zuletzt à la suite des 1. Garde-Feldartillerie-Regiments) vom Sultan bei Gelegenheit des Beiramfestes zum Brigadegeneral befördert worden ist.

— Nach einer Meldung des „B. T." ist Dr. Stuhlmann in Bagamoyo angekommen.

— Bezüglich der in der Presse cursirenden Meldung über eine angeblich beabsichtigte Aenderung in der Verwaltungsform in Deutschostafrika wird versichert, daß feste Bestimmungen noch nicht getroffen wurden, und in keinem Falle an Stelle der jetzigen Civilverwaltung eine Militairverwaltung treten werde.

— Nach der „Post" verlautet, daß Dr. Irmer, der zweite Vorsitzende der Colonial-Gesellschaft in Hannover, in die Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes berufen worden sei.

— Der socialdemokratische „Vorwärts" fordert zu einer möglichst vollständigen Sammlung aller im Reiche bestehenden Fabrikordnungen bei einer Centralstelle, welche die Redaction des „Vorwärts" sein könnte, auf, woraus sich eine Fülle authentischen, unangreifbaren Materials über Arbeitszeit, Lohnabrechnung, Kündigungsfristen, Strafgelder 2c. ergeben wird. Als Empfehlung für seinen Vorschlag führt der „Vorwärts" bezeichnender Weise an:

„Sorgfältig bearbeitet, wird dieses Material grelle Schlaglichter auf deutsche Fabrikverhältnisse werfen. Zugleich wird die Bearbeitung den Genossen aller Orten die Erfahrungen und Erfolge bekannt geben, die anderswo im Kampfe um die Arbeitsordnung erzielt wurden. Der Agitation sind damit neue Waffen geliefert, und die Sache der Arbeiter ist wieder um einen kleinen Schritt weiter gefördert. Wir meinen, diese Vortheile des Unternehmens müßten einleuchten."

Die Hauptsache wird natürlich die „sorgfältige Bearbeitung des Materials" sein — man weiß, was die Herren vom „Vorwärts" darunter meinen und wie trefflich sie sich auf derlei verstehen.

— Das preußische Cultusministerium hat an die Regierungspräsidenten einen Erlaß gerichtet des Inhalts, daß es von besonderer Wichtigkeit sei, einen zuverlässigeren Ueberblick als bisher darüber zu gewinnen, wie die Vermehrung der Apotheken in den einzelnen Regierungsbezirken jährlich ziffernmäßig sich gestaltet, und wie viele Besitzwechsel im Laufe jedes Jahres stattgefunden haben. Falls der Unterschied zwischen Kauf- und Verkaufspreis zu ermitteln sei, soll derselbe in jedem Einzelfalle angegeben werden. Der Jahresbericht über die Besichtigungen der Apotheken soll in Zukunft diese Puncte berücksichtigen und zugleich angeben, an welchen Orten des Bezirkes Filial-, Krankenhaus- und ärztliche Hausapotheken bestehen.

— „Das läßt tief blicken" überschreibt die „Köln. Volksztg." einen Artikel, welcher an eine Aeußerung des „Reichsb.", daß die internationale Lage eine „Brüskirung der Katholiken" zu Berlin ausschließe, anknüpft und zu dem Schlusse gelangt, vor der großen europäischen Auseinandersetzung werde es weder in Deutschland noch in manchem andern Lande zu einem ernsthaften Culturkampfe kommen. Bemerkenswerth ist in der Ausführung dieses politischen Gemeinplatzes folgende Stelle:

„Zur Zeit des Norddeutschen Bundes sagte Graf Bismarck zu einigen Nationalliberalen, die ihm Wünsche nach dieser Richtung aussprachen: „Jetzt mir nicht auch noch die Katholiken auf den Hals!" Er besann sich bald anders, als Frankreich niedergeworfen war, nicht etwa, weil Frankreich eine „katholische Macht" war — es wäre auch so gekommen, wenn Frankreich ein protestantisches oder mohammedanisches Land war —, sondern weil nach diesem Kriege die Macht Deutschlands so groß war, daß es unbekümmert um auswärtige Verwickelungen einen innern Kampf im großen Stile wagen und den „Lutherjoen" austoben lassen konnte. Wo im Auslande hätte man es wagen dürfen, in den siebenziger Jahren zu Gunsten der deutschen Katholiken zu interveniren?"

Auf gut deutsch gesagt, meint die „Voss. Ztg.", heißt das: „heute ist die Macht Deutschlands nicht mehr so groß, daß es unbekümmert um auswärtige Verwickelungen einen inneren Kampf im großen Stile wagen könnte, und heute giebt es nach der Meinung des rheinischen Centrumblattes im Auslande eine Macht, welche es wagen könnte, sich in einen solchen inneren deutschen Kampf zu Gunsten des Römlingthums einzumischen. Auch das „läßt tief blicken", denn es liegt darin das offene Eingeständniß, daß das Centrum ein schwaches Deutschland braucht und folgerichtig wünscht, das Eingriffe des Auslandes in seine inneren Angelegenheiten fürchten muß." — Wenn doch die „Voss. Ztg." öfters solche Lichtblicke auf das „freisinnige" Verhältniß zu den Ultramontanen fallen ließe!

— Wie die „Post" heute mittheilt, handelt es sich bei der im Herbst beabsichtigten Parteiveranstaltung nicht um einen allgemeinen, sondern um einen provinziellen schlesischen Parteitag der Freiconservativen in Breslau. Beschlüsse über die Taktik der Partei für die Landtagswahlen im Herbst 1893 seien nicht zu erwarten. Mit welcher Front der nächste Wahlkampf zu schlagen sei, hänge von den Conservativen ab.

— Allthalich bis Mitte Juli soll, wie verschiedentlich gemeldet wird, seitens preußischer und österreichischer Commissare eine gemeinschaftliche Begehung der Weichsel, inwieweit dieselbe die Grenze zwischen der preußischen Provinz Schlesien und Oesterreich bildet, angeordnet werden, um die im Laufe des Jahres ausgeführten Schutzbauten mit Rücksicht auf die getroffenen Bestimmungen zu controliren und nach den Uferanwohnern bezüglich der von denselben beabsichtigten Ausführungen neuer Schutzbauten an Ort und Stelle die erforderlichen Weisungen zu ertheilen.

○ **Gera,** 12. Juli. In überaus festlicher Weise ist heute das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Fürsten Heinrich XIV. begangen worden. In allen Kirchen und Schulen des Landes fanden Festgottesdienste und Festfeierlichkeiten statt. Zahlreiche Vereine veranstalteten zu Ehren des Tages Commerse, Abendunterhaltungen und Concerte. In unserer Stadt waren die öffentlichen Gebäude und zahlreiche Privathäuser mit Flaggen geschmückt und verschiedene Schaufenster waren entsprechend decorirt worden. Da unser geliebter Landesvater den Wunsch ausgesprochen hatte, daß sein Jubiläum keine Veranlassung zu Geschenken, kostspieligen Abordnungen und größeren Festlichkeiten geben möge, so hat ein Comité eine Sammlung zum Besten einer Stiftung veranstaltet. Wie verlautet, sind Staatsminister Dr. Vollert und Geh. Cabinetsrath Schlick geadelt worden. Zum Schulrath wurde der Realgymnasialdirector Dr. Kießler ernannt.

r **Meiningen,** 12. Juli. In den angrenzenden bayerischen Districten macht das Reichsgesetz über die Sonntagsruhe, besonders auf dem Lande, sehr böses Blut. Alle Landstädtchen, Marktflecken und Gewerbetreibenden des Saalthales, der Rhön und des Grabfeldes petitionirten um Offenhaltung der Geschäfte für die Zeit von 7—8 und von 12—4 Uhr. „Wird dies nicht zugestanden", so wird dabei ausgeführt, „so gehen die meisten kleineren Gewerbetreibenden dem Ruin entgegen, da alle auf die Landkundschaft angewiesen sind, welche ausbleibt, wenn sie am Sonntag, dem einzigen Ruhetag der Woche, ihren Bedarf nicht decken kann. Die Dorfkrämereien, der Hausirhandel und die Jahrmärkte werden dafür in Zukunft aufblühen und der Detailkaufmann in den Landstädten, ein Hauptträger der Intelligenz und Repräsentant des Bürgerthums, geht zu Grunde. Die socialen Gegensätze werden noch mehr verschärft. Auch Wirthe, Metzger und Bäcker werden die Landkundschaft, die ihnen am Sonntag mehr einbringt, als ihr Botenlohn die ganze Woche, bitter vermissen." — Viele Landbürgermeister in diesen Districten sollen gar keine Bekanntmachung erlassen haben, viele Geschäftsräume öffneten von 6—2 Uhr. — Auch in anderen Landbezirken wird über die Neuordnung geklagt —, aber beim Wirthshausbesuch ist dieselbe schon gestern sehr zu spüren gekommen, denn eine Menge seither in den Geschäften gebundener Leute benutzten die neue Freiheit um so mehr, als es schön und weil durstiges Wetter war, kehrten sie auch um so zahlreicher ein.

* **Fulda,** 13. Juli. Der Kaiser wird mit Bestimmtheit im nächsten Monat zum Besuch der Landgräfin von Hessen hier eintreffen, wie auch die Kaiserin Friedrich und die Prinzessin Margarethe sich hierher begeben werden.

Oesterreich-Ungarn.

* **Wien,** 12. Juli. Die Verlobung der Erzherzogin Margaretha Sophia mit dem Herzog Albrecht von Württemberg wird officiell bestätigt.

Belgien.

* **Brüssel,** 13. Juli. Der Senator Baron de Koningh wird einen Gesetzentwurf gegen das Duellunwesen einbringen. — Die eigentliche Revision der Verfassung wird erst im Winter zur Berathung kommen. In der gegenwärtigen Extrasession wird die Kammer nur die laufenden Geschäfte erledigen.

Frankreich.

* **Paris,** 13. Juli. Für die Ausstellung in Chicago hat die Kammer eine Summe von 800 000 Francs bewilligt. — Die Ernennung Burdeau's zum Marineminister ist officiell erfolgt. — Nach dem „Eclair" liegt Pasteur im Sterben. — In Auberviliers sind im Laufe des heutigen Tages 5 Personen an einer choleraartigen Krankheit gestorben.

— In der Deputirtenkammer legte heute der Ackerbauminister Develle einen Gesetzentwurf vor, betreffend die Gründung einer Agrarbank. Im Verlaufe der Sitzung richtete der Deputirte Bonge eine Anfrage an die Regierung bezüglich der Vorgänge in Tonkin und bemerkte, der Ueberfall von Bacninh beweise, daß von einer Pacificirung Tonkins keineswegs die Rede

---

daß ich heute schon einmal — während des Frühstücks — von einer solchen kleinen Nervenverstimmung habe reden hören. Sind Sie vielleicht Anhängerin der Sympathie, mein gnädiges Fräulein?

Fräulein Mimie wußte wohl, was er meinte und wurde über und über roth. Ihre Hand zitterte leicht und sie machte unglaubliche Anstrengungen, ihre Gedanken klar zu ordnen und in vernünftiger Weise vorzutragen. Aber es wollte ihr nicht gelingen.

Ich glaube doch, Kind, Du hast ein wenig Fieber, sagte ihr Papa.

Oh, lächelte der Justizrath wieder, Nichts einfacher als das. Ein klein wenig Chinin und ein Glas leichten Moselwein, einen Schluck nach dem Essen und Alles ist vorbei! Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?

Fräulein Mimie war so indisponirt, so eigenthümlich aufgeregt, daß sie auch nicht ein Sterbenswörtchen der Erwiderung fand, und es ihr wie eine wahre Erlösung erschien, als in diesem Augenblick ein Diener eintrat, der auf sie zuging und offenbar etwas ausrichten wollte.

Sind Sie wieder da, Ernst? fragte sie rasch. Haben Sie das Musikstück mitgebracht?

Leider war es mir nicht möglich, mein gnädigstes Fräulein, dasselbe auf irgend eine Weise aufzutreiben, sagte der Bediente.

Wie? Nirgends, Ernst?

Ich habe in allen Musikalienhandlungen gefragt, aber es war nicht vorräthig. Man wollte es von Madrid kommen lassen. Dann bin ich zu Herrn Gernot selbst gegangen — —

Nun? fragte Fräulein Mimie hastig, haben Sie ihn vielleicht nicht getroffen?

Nein, gnädigstes Fräulein. Herr Gernot ist — plötzlich verreist; man sagte mir in seiner Wohnung, wahrscheinlich nach Italien und wohl für lange Zeit.

Bleich, mit fieberndem Augen und beklommenem Athem hörte Fräulein Mimie die Botschaft an. Kaum daß sie ein kurzes: Es ist gut, Ernst, ich danke Ihnen, herausbrachte, worauf der Bediente wieder abging. Arme Mimie! Sie hielt das natürlichste Gefühl ihres Herzens schon jetzt bald und bald für eine Sünde.

Um was handelt es sich denn, Mimie? fragte ihr Papa, der einigermaßen besorgt zu sein schien.

Oh, es ist Nichts, Papa, lispelte Fräulein Mimie wieder bestürzt und wurde zur Abwechselung roth bis hinter die Ohren.

Aber, liebes Kind — —, begann ihre Mutter. Fräulein Mimie sah ein, daß sie ohne eine Beichte nicht davonkam. So unangenehm ihr diese gerade in Gegenwart des Justizraths Markwaldt war, so mußte sie sich doch dazu entschließen.

Es handelt sich um das Musikstück, daß Herr Gernot neulich Abends spielte. Ich möchte es so gern haben und kann es nirgends bekommen.

Wie heißt es denn?

Serate spagnuole.

Gedulde Dich nur drei Tage, Mimie, sagte ihr Vater wieder, in drei bis vier Tagen sollst Du das Stück haben, und schrieb sich den Titel auf.

Leider hatte dieser Trost ihres Vaters auf Fräulein Mimie nicht die gewünschte Einwirkung, ja es wollte scheinen, als ob sie immer befangener und verwirrter wurde. Seit sie vernommen hatte, daß Herr Gernot abgereist war, weit, weit fort, fing sie an zu begreifen, daß sie sich mehr nach dem Vortragenden als nach dem Vorgetragenen gesehnt hatte. Wenn ihr Papa gesagt hätte: In drei bis vier Tagen sollst du den Mann haben, so wäre sie vermuthlich aufgesprungen und ihrem Vater um den Hals gefallen. Aber mit einem Musikstück ließ sich ihr Herz nicht trösten, und wenn es noch so schön war. Draußen auf dem Corridor hing der Pelz des Herrn Justizrathes. Wenn Mimie gewußt hätte, daß die einzige wirksame Medicin für sie sich in seinem Futter befand — ein rascher Griff und Alles wäre gut gewesen! Aber die arme Mimie wußte von Nichts.

Der Justizrath saß dabei und seine kalten, beobachtenden Augen glitten bald vom Vater auf die Tochter, bald von dieser auf den Vater zurück. Seiner Aufmerksamkeit entging Nichts. Graf Coda hatte ihm vor einigen Tagen vorgeworfen, daß er Fräulein Mimie nicht kenne. Das sollte ihm nicht wieder passiren. Jetzt hüstelte er etwas, heuchelte eine kleine Verlegenheit, rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und sagte endlich langsam, etwas gedämpft, aber doch jedes Wort sorgfältig betonend:

Gnädigstes Fräulein, Sie werden sich in dieser, wie in jeder anderen Angelegenheit nicht nur mit besserem Erfolg an Ihren Herrn Papa wenden, sondern er wird dies auch — thun — besonderer Umstände halber, unter denen Herr Gernot, wie ich zufällig von einem meiner Collegen am Landgericht gehört habe, abgereist ist, mit mehr Schicklichkeit thun können.

Wie? fragte Herr Geheimrath Marius gedehnt, während die Augen des Fräulein Marius bei diesen geheimnißvollen Worten ängstlich und fragend auf dem Justizrath lagen.

Ich fürchte sehr, fuhr der Justizrath in seiner zögernden nachdenklichen Art fort, daß es für die Tochter des Herrn Geheimraths Marius nicht recht passend ist, mit Herrn Gernot überhaupt Beziehungen zu unterhalten, sie mögen so unverfänglich und unschuldig wie möglich sein.

Mein Gott, warum denn nicht? fragte Fräulein Mimie erschrocken.

Was giebt's denn? Sie thun so fürchterlich tragisch und geheimnißvoll. Ist etwas passirt? fragte die Frau Geheimräthin besorgt.

Man sah dem Justizrath die peinlichste Verlegenheit an, man sah, daß er lieber Nichts sagen und wissen möchte, daß er selbst nicht wußte, wie er den Fall erklären sollte. Nach einer erwartungsvollen Pause sagte er endlich wie gezwungen und gepreßt:

Wenn Sie es denn durchaus wollen, so will ich es Ihnen sagen; ich brauche Ihnen aber wohl nicht erst besonders tiefes Schweigen über die Angelegenheit anzuempfehlen. Sie bedarf dessen so sehr!

Fräulein Mimie wurde bleich wie der Tod und saß gespannt und aufgeregt da.

Sie wissen, fuhr Markwaldt immer noch gedämpft, aber mit schneidender Betonung fort, Sie wissen, Herr Geheimrath, daß Herr Gernot immer mehr Schulden als Geld hatte, und wenn Sie es auch nicht gewußt haben, so ist das doch in Anbetracht seiner Situation, seiner Lebensweise, nicht zu verwundern. Nun gehen solche Verhältnisse wohl eine Weile so halbwegs erträglich für den Betreffenden hin, aber für Herrn Gernot scheint es denn schließlich doch unerträglich geworden zu sein, denn er ist plötzlich aus Berlin verschwunden! Ich weiß nicht wohin, habe aber die Thatsache als vollständig sicher und exact von einem Geschäftsfreund. Weitere Details darüber erlassen Sie mir wohl! Sie sehen, die Sache ist äußerst peinlich und wir können wohl nichts Besseres thun, als sie mit dem bekannten Mantel christlicher Liebe bedecken.

Das that mir um den jungen Mann und um seine Carrière außerordentlich leid, sagte Frau Geheimräthin Marius.

Man lernt nie aus in der Welt. Wer hätte das gedacht, sagte ihr Mann.

Fräulein Mimie sagte nichts. Sie konnte kein Wort über die Lippen bringen. Was hätte sie auch sagen können? Was konnte sie vernünftiger Weise dem Justizrath entgegnen? Ihr Gefühlsleben war mehr ein unbewußtes, instinctives Träumen und Dämmern, als ein zielbewußtes Denken. Was ihr ohnehin ihre geheime Zuneigung zu Herrn Gernot abenteuerlich, wie eine strafbare Heimlichkeit erschienen, so verdarb sie ihr Gefühl jetzt noch viel sorgfältiger und ängstlicher. Jetzt hielt sie es geradezu für ein Verbrechen an der Gesellschaft, an ihren Eltern, an sich und an aller Sitte. Ihr war sterbensmüde, wie verurtheilt zu Muthe. Sie fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen traten, und da sie glaubte, sich derselben schämen zu müssen, so stand sie rasch auf und verließ das Zimmer.

Blind waren nun allerdings weder der Geheimrath, noch seine Frau und ganz gegen ihre Gewohnheit blieben sie, nachdem auch der Justizrath sich verabschiedet hatte, heute noch lange im ruhigen Gespräch am Frühstückstisch sitzen. Was aber sollte aus solchen Erörterungen herauskommen?

Das geht denn doch auf keinen Fall, hatte der Geheimrath gesagt, und: Wer weiß, wie die Geschichte zusammenhängt —, ich glaube es nicht, und; es wird sich schon wieder geben, sagte seine Frau. So fiel denn der Empfang bei Grafen Coda am Abend nicht nur sehr höflich und freundschaftlich, sondern auch sehr herzlich und familiair aus. Man war allerseits vernünftig genug, Alles in schönster Ordnung zu finden. Von Herrn Gernot war nicht die Rede; man widmete ihm das Schweigen, „dessen er so sehr bedurfte".

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.